

Originaldokument
1. Die Reise nach Würzburg
© Verlag C.H.Beck

Nach einem Abschied klingt es, so deutsch-romantisch, wie Wilhelm Müller ihn in Verse und Franz Schubert in Töne setzen konnte: «Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh' ich wieder aus.» Nur war ihm, Heinrich von Kleist, nicht nach Singen zumute.

Mit welchen Empfindungen ich Frankfurt verlassen habe – ach, liebes Mädchen, das kann ich Dir nicht beschreiben, weil Du mich doch nicht ganz verstehen würdest. Als ich mich von Dir trennte legte ich mich noch ins Bett, u lag da wohl noch 1 ½ Stunde, doch mit offenen Augen, ohne zu schlafen. Als ich im Halbdunkel des Morgens abfuhr, war mirs, als hörte ich ein Geräusch an dem einen Fenster Eures Saales. Mir fuhr ein schneller Gedanke durch die Seele, ob Du das wohl sein könntest. Aber Du warst es nicht, ob ich gleich eine brennende Sehnsucht hatte, Dich noch einmal zu sehen. Der Wagen rollte weiter, indessen mein Auge immer noch mit rückwärtsgewandtem Körper an das geliebte Haus hieng. Mir traten Thränen ins Auge, ich wünschte herzlich zu weinen, aber ich bin schon zu lange davon entwöhnt.¹

In den ersten Morgenstunden des 14. August 1800, einem Donnerstag, verließ Kleist sein heimatliches Frankfurt in Richtung Berlin, entfernteren Zielen zusteuern. Zwei Tage später, in Berlin, schrieb er der Braut von diesem Abschied. Was mag sie empfunden haben, als sie dieses «Weil Du mich doch nicht ganz verstehen würdest» las, und was hatte er selbst sich dabei gedacht?

Fünf Möglichkeiten waren es gewesen, die der frischgebackene Bräutigam der zukünftigen Ehefrau für das gemeinsame Leben und dessen feste Verankerung in der Welt vorführte: wollte sie Gattin eines Juristen, Diplomaten, Ökonomen, Finanzbeamten oder Akademikers werden? Allerdings gab es eben eine Einschränkung: «Ich verspreche nicht unbedingt den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mittheilen werden.»² So stand es im Brief kurz vor dem Verlöbniß und dem Übergang in die Vertrautheit des Du. Aber so recht enthusiastisch

hatte sich der Herkules am Scheidewege auch jetzt noch nicht für eine dieser Möglichkeiten erwärmen können; der konkreteste seiner Entschlüsse blieb zunächst nur, das Frankfurter Studium vorerst wieder aufzugeben. Vom Reisen als Bildungsmittel war ja in den «Denkübungen» für Wilhelmine von Zenge bereits die Rede gewesen; nun war er im Begriffe, das selbst auszuprobieren. «Das Leben nennt der Derrisch eine Reise, / Und eine kurze», wird Kleist später, gegen Ende des eigenen Lebens, seinen Prinzen von Homburg sagen lassen. Solches Reisen als Daseinsform, als Tätigkeit an sich war aber im Grunde schon jetzt gemeint und nicht die Fortbewegung zu einem benennbaren Ziele oder praktischen Zweck, zumindest nicht in erster Linie. Im besten Falle konnte daraus dann eine Reise zu sich selbst und womöglich über sich hinaus werden, wie es der Prinz mit einem Flug «durch stille Ätherräume» versuchte; im schlechteren Fall bedeutete es die Flucht vor sich und den anderen. Heinrich von Kleist wird sich von jetzt an immer wieder auf Reisen begeben.

Die Reise nun, zu der sich Kleist in den ersten Augusttagen des Jahres 1800 entschloß, war nicht als einer jener geselligen Ausflüge gedacht, die er in den Harz, ins Riesengebirge oder auf die Insel Rügen unternommen hatte. Nicht dem «Vergnügen»³ oder dem «Schönen»⁴ sollte sie dienen, wie er beiden, der Schwester und der Braut, erklärte, sondern vielmehr einem «hohen» und «sehr ernstern Zweck».⁵ Das wird mit jener gewichtigen Begeisterung verkündet, mit der er schon ein Jahr früher vom «Glück» eines «Lebensplanes» gesprochen hatte, den zu entwerfen er gerade im Begriffe sei. Aber dann wird das neue Vorhaben sogleich mit dem Nebel des Geheimnisvollen umwölkt. Ulrike, die treue Schwester, sollte, wieder einmal, die Mittel bereitstellen, nicht zu den Reisekosten übrigens, sondern allein zum «Zweck» der Reise, wie ihr der Bruder mysteriös erläuterte.⁶ Ein Risiko sei nicht dabei, nichts könne verloren gehen, «doch alles dabei gewonnen» und «das Glück, die Ehre, u vielleicht das Leben eines Menschen» gerettet werden⁷ – in der Tat recht große, aber verschleiernde Worte an jemanden, der sich sorgen muß, daß der Bruder wohl selbst dieser Mensch sein könnte und die Sache an die Wurzeln seiner Existenz gehen werde. Was davon Selbsttäuschung, was absichtsvolle Übertreibung oder gar regelrechte Täuschung war, läßt sich nicht sagen; die Leiden Heinrich von Kleists haben immer darin bestanden, daß die Phantasie in seinem Leben Wirklichkeiten zu schaffen

versuchte und sie in seiner Dichtung auch tatsächlich schuf, während die irdische Wirklichkeit schmerzhaft mit der phantasiegeborenen kollidierte.

Moralisch rechtfertigte sich Kleist zunächst mehr vor sich selbst als vor der Schwester, wenn er ihr bedeutete, daß er mit seinem Plane leider geheimnisvoll bleiben müsse, wenngleich er die Wahrheit lediglich verschweige, «ohne indessen zu lügen». ⁸ «Und ich – ich schwieg, ihr Herrn; ich log, ich weiß, / Doch log ich anders nicht, ich schwör's, als schweigend» (Vs. 2276f.), wird Eve im *Zerbrochnen Krug* später sagen. Der Schwester jedenfalls wird beschieden: «Ergründe nicht den Zweck meiner Reise, selbst wenn Du es könntest. Denke, daß die Erreichung desselben zum Theil an die Verheimlichung vor allen, *allen* Menschen beruht. Für jetzt wenigstens. Denn einst wird es mein Stolz und meine Freude sein, ihn mitzutheilen.» ⁹ Auch Carl von Zenge, dem Bruder der Braut, wird das Versprechen abgenommen, «weder das Ziel noch den Zweck meiner Reise zu erforschen» ¹⁰ – «er soll gegen niemanden viel von mir sprechen, u dringt einer auf ihn ein, antworten, er wisse von nichts», ¹¹ was ohnehin den Tatsachen entsprach. Bei Wilhelmine von Zenge gar appelliert der Bräutigam an das unbedingte Vertrauen, eine «wochenlange, vielleicht monatelange Trennung» ganz einfach als «unerklärlich» hinzunehmen und sich damit abzufinden. «Pfui, Ruprecht, pfui, o schäme dich, daß du / Mir nicht in meiner Tat vertrauen kannst» (II64f.), sagt Eve Rull, nur daß Kleist dort einer von ihm selbst geschaffenen Frauengestalt jene Freiheit des Schweigens zugesteht, die er hier für sich selbst als Mann in Anspruch nimmt seiner sehr wirklichen Braut gegenüber. Seine Dichtung wird aus der Diskrepanz zwischen Konventionen des Verhaltens und den Bildern der freien Phantasie Kraft und Spannung gewinnen – daß er hingegen den Menschen seiner Umgebung damit oft mehr zumutete, als sie tragen konnten, ist eine andere Sache und ebenfalls Quelle mancher seiner Leiden geworden.

Bis auf den heutigen Tag weiß niemand, ob es nun wirklich konkrete Gründe für dergleichen Heimlichkeit gab oder ob Kleist, wie noch oft in seinem Leben, sich und seiner hoffnungstränkten Phantasie lediglich unbegrenzten Raum zu verschaffen suchte, indem er hinter dem Schleier des Geheimnisses vor allen Verbindlichkeiten der Realität Schutz suchte. «Ja so, so war das gemeint», werde Wilhelmine von Zenge dereinst rufen, wenn sich das Rätsel gelöst habe, versprach

Kleist. Aber zu diesem «Ausruf des Erstaunens»¹² ist es bei der Braut freilich nie gekommen. Erst die Kleist-Forschung hat ihn vielfach ertönen lassen, wenn sie in immer neuen Variationen dem Geheimnis um diesen hohen, ja höchsten Zweck auf den Grund zu kommen suchte. Gelüftet worden ist der Schleier dennoch nicht. Lediglich läßt sich sagen, daß es in der gesamten Geschichte der neueren deutschen Literatur kaum ein anderes Ereignis gibt, über das so häufig, bunt und diffus gerätselt worden ist und das zu derart kühnen Spekulationen Anlaß gegeben hat wie eben Kleists sogenannte «Würzburger Reise», die ursprünglich überhaupt nicht nach Würzburg, sondern nach Wien führen sollte.

Als Kleist an jenem 14. August in Berlin eintraf, war damit der Abschied von seiner Heimatstadt vollzogen; künftig kehrte er nur noch sporadisch und auf eine kurze Zeit seines unruhigen Lebens dorthin zurück. Wie Carl von Zenge, so erhielt auch die Schwester Ulrike sogleich Anweisungen zur Verschwiegenheit; er wolle, schrieb ihr Kleist noch am Tage der Ankunft in Berlin, «daß das Scheinbar-Abendtheuerliche meiner Reise durchaus versteckt bleibe, u die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin u Geschäfte beim Minister Struensee habe, welches zum Theil wahr ist».¹³ «Zum Theil» allerdings war es nun aber eben auch nicht wahr. Karl August von Struensee, preußischer Minister des «Accise-, Zoll-, Commercial- und Fabrikwesens»,¹⁴ befand sich damals gar nicht in Berlin, und also handelte es sich offensichtlich um eine von Kleists häufigen Tarn-Fiktionen, hinter denen er sich zu verbergen versuchte. Nur fragt sich, was oder ob er überhaupt etwas zu verbergen hatte. Im übrigen, so bekommt die Schwester zu lesen, wisse auch die Braut «nur so viel, wie Du, aber nicht viel mehr».¹⁵ Gesehen zu haben scheint Kleist Struensee allerdings doch noch Stunden vor der Weiterreise am 28. August, obwohl auch das nicht sicher verbürgt ist. Bedurft hat er des Ministers dann in der Tat nach der Rückkehr.

Nachdruck erhält die Behauptung vom Vorhandensein einer realen Aufgabe, eines «Zweckes» dieser Reise allerdings durch das, wozu sich Kleist in den nächsten Tagen in Berlin entschloß oder aber bereits vorher entschlossen hatte. Zur Beratung nämlich «über die Mittel» zu diesem «Zweck» brauche er nun, schreibt er der Schwester Ulrike, «einen edeln, weisen Freund», und ihr erklärt er zugleich bündig, wie ähnlich schon im Jahr zuvor, was sie von dieser Rolle ausschließt:

«Wärst Du ein Mann gewesen – o Gott, wie innig habe ich dies gewünscht! – Wärst Du ein Mann gewesen – denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden, – so hätte ich diesen Freund nicht so weit zu suchen gebraucht, als jetzt.»¹⁶ Oder war es eher Kleists Absicht, mit der Berufung auf konventionelle Vorstellungen von Platz und Aufgabe der Frau lediglich etwas zu überdecken, sei es vor anderen oder gar vor sich selbst, denn ein Jahr später wird ihm die Schwester durchaus als Gefährtin für die Reise nach Paris akzeptabel sein? Ging es ihm jetzt vielmehr darum, daß er gerade diesen einen Reisegefährten haben wollte oder brauchte?

Unter allen Rätseln, die Kleist mit seiner Reise der Mitwelt wie der Nachwelt aufgegeben hat, erscheint die Wahl eines Begleiters zunächst wohl das größte. Wäre Kleist allein gereist, so hätte er nach Belieben Motive, Zwecke und Ziele erfinden können; einem Menschen, den er als Gefährten für einen Zweck gewinnen wollte, mußte er konkretere und gewichtigere Gründe offenbaren. Dabei hatte er es sich mit der Wahl nicht leicht gemacht; den Begleiter holte er sich aus ziemlicher Entfernung herbei, und ausgesucht hatte er sich einen seriösen, wohlangesehenen Mann seines Standes, den um fast zehn Jahre älteren Ludwig von Brockes, «Brokes» ausgesprochen und von Kleist oft auch so geschrieben, dem er erst vor kurzem auf der Reise nach Rügen begegnet war.¹⁷ Das Bedürfnis nach Reise-Gemeinschaft jedenfalls führte Kleist zunächst ins Pommernland.

Brockes war ein Enkel jenes Barthold Hinrich Brockes in Hamburg, dessen *Irdisches Vergnügen in GOTT* zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine literarische Sensation dargestellt hatte. Die poetische Freude über eine praktisch und menschenfreundlich angelegte göttliche Schöpfung war am Ende des Jahrhunderts freilich verflögen. Ludwig von Brockes gehörte jener schon erwähnten, vom Ennui angehauchten Generation jüngerer, gebildeter deutscher Adliger an, denen es zunehmend schwer fiel, überhaupt irdisches Vergnügen zu empfinden. Darin bestand also zweifellos Seelenverwandtschaft zwischen Kleist und seinem Erwählten. Unaufhörlich liege Brockes «mit der Natur im Streit», berichtet Kleist der Braut, «weil er, wie er sagt, seine ewige Bestimmung nicht herausfinden kann, und daher nichts für seine irdische thut.»¹⁸ Von seinem Wahlspruch «Handeln ist besser als Wissen»,¹⁹ den Kleist gleichfalls überliefert, zeugte deshalb sein Lebenslauf kaum. Brockes hatte in Göttingen Jura studiert, lernte –



*Ludwig von Brockes.
Gemälde eines unbekanntes Künstlers*

wie Kleist später, nach der Reise, Wilhelmine von Zenge berichtet hat – «in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, gieng dann in dänische Militairdienste, wo es sein freier Geist nicht lange aushielt, nahm dann den Abschied, konnte sich nicht wieder entschließen, ein Amt zu nehmen,» und «gieng, um doch Etwas Gutes zu stiften, mit einem jungen Manne zum zweitenmale auf die

Universität»,²⁰ das heißt er wurde eine Zeitlang Lehrer und Hofmeister einer Göttinger Adelsfamilie. Nach allem, was über Brockes bekannt geworden ist, paßte ihn Kleist hier nicht bloß der eigenen Persönlichkeit an, sondern hatte wirklich allen Grund, sich ihm nahe zu fühlen, fiel es doch beiden schwer, einen festen Platz im staatsbürgerlichen Leben zu finden. Verstörend für Brockes kam hinzu, daß seine frühe, auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe zu Cäcilie von Ziegesar ständischer Räson geopfert wurde: 1788 heiratete sie einen um fünfunddreißig Jahre älteren Freiherrn von Werthern-Beichlingen-Frohdorf, einen sächsisch-weimarischen Oberkammerherrn,²¹ der nun allerdings gerade in diesen Tagen, am 7. August 1800, gestorben war, was für Brockes Hoffnungen auf endliche Gemeinsamkeit mit der von ihm Geliebten aufleben lassen mochte. Dazu ist es dann allerdings nicht gekommen; wegen einer testamentarischen Bestimmung, die sich auf einen Sohn Wertherns bezog, blieb es bei einem Verlöbnis, und Brockes starb 1815 unverheiratet «in den Armen seiner herbegeeilten Braut»,²² die sich in einem bewegenden Nachruf zu ihrer beider Liebe bekannte.²³

Als Kleist Brockes im August 1800 als Reisegefährten einlud, lebte dieser privatisierend in Coblenz bei Pasewalk auf einem Gute der Familie von Eickstedt, mit der er über seine Großmutter verwandtschaftlich verbunden war.²⁴ Dorthin also reiste Kleist mit der Stettiner bedeckten Post und hatte, deren Fahrplan unterworfen, vor der Rückreise nach Berlin geruhsam Zeit, sich in Pommern in die Kunst des Erzählens und Menschengestaltens hineinzuschreiben, denn hier begann er mit seinen Reisebriefen an die Braut, die er fortan zu einer eigenen Kunstform meisterhaft entwickelte. Coblenz war ein Landgut des Grafen Maximilian von Eickstedt-Peterswaldt, einem Ritter des – evangelischen – Johanniterordens. «Ich fand», berichtet Kleist an Wilhelmine von Zenge,

weite Wiesen, mit Graben durchschnitten, umgeben mit großen reinlich gehaltenen Wäldern, viel junges Holz, immer verzäunt u geschlossen, ausgebesserte Wege, tüchtige Brücken, viele zerstreute Vorwerke [...]. Wo nur eine Thür war, da glänzte auch ein Johanniterkreuz, auf jedem Dache, auf jedem Pfale war es vielfach aufgepflanzt. Als ich vor das Schloß fuhr, fand ich, von außen, zugleich ein uraltes u nagelneues Gebäude, zehnmal angefangen, nie vollendet, heute nach dieser Idee, über das Jahr nach einer andern, hier ein Vor-

sprung, dort ein Einschnitt, immer nach dem Bedürfnis des Augenblicks angebaut u vergrößert. Im Hause kam mir die alte würdige Gräfinn freundlich entgegen. Der Graf war nicht zu Hause. Er war mit einigen andern Damen nach Augustenhain gefahren. Indessen ich lernte ihn doch noch in seinem Hause kennen, noch ehe ich ihn sah. Dunkle Zimmer, schön meublirt, viel Silber, noch mehr Johanniterkreuze, Gemälde von großen Herren, Feldmarschälle, Grafen, Minister, Herzoge, er in der Mitte; in Lebensgröße, mit dem Scharlachmantel, auf jeder Brust einen Stern, den Ordensband über den ganzen Leib, an jeder Ecke des Rahmens ein Johanniterkreuz. Wir giengen, Brokes u ich, nach Augustenhain. Ein ordentlicher Garten, halb französisch, halb englisch, schöne Lusthäuser, Orangerien, Altäre, Grabmäler von Freunden, die vornehme Herren waren, einen Tempel dem großen Friedrich gewidmet; große angelegte Waldungen, weite, uhrbargemachte ehemals wüste, jetzt fruchtbare Felder, viele Meiereien, Pferde, Menschen, Kühe, schöne nützliche Ställe auf welchen aber das Johanniterkreuz nie fehlte ---- Wenn man die Schnecke an ihrer Muschel erkennen kann, rief ich, so weiß ich auch wer hier wohnt.

Ich hatte es getroffen. Ich fand Ökonomie u Liberalität, Ehrgeiz u Bedürfnis, Weisheit u Thorheit in einem Menschen vereinigt, u dieser war kein andrer als der Gr. v. Eickstedt.²⁵

Was immer Kleist mit seiner Reise für Absichten verfolgte, er wurde durch sie und noch ohne bewußte literarische Ambitionen zum Erzähler. Das aber heißt – und dieses erste Musterstück seiner Kunst zeigt es deutlich genug – Menschen in ihrem Sein und Handeln zu beobachten, ein Verhältnis zu ihnen zu finden, ihre Präntensionen zu durchdringen und sie in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit vorzuführen. Seine Reisebriefe bildeten von nun an eine Art poetischer Vorbereitung für sein dichterisches Werk durch jene psychologische Feinanalyse, die ihn dann später befähigte, Gestalten zu schaffen von einem derart unerhörten seelischen, emotionalen Reichtum, daß sie so unergründlich und lebendig wie am ersten Tag der Bekanntschaft mit ihnen erscheinen. Der Graf von Eickstedt sollte manche adlige und unadlige Nachfahren in Kleists Werken finden.

Was nun die Reisebegleitung betraf, so stimmte Brockes sogleich zu; Kleist aber jubelte der Braut gegenüber: der erste Teil seines Plans sei bereits geglückt, denn nun habe er «einen *ältern, weisen* Freund gefunden, grade den, den ich am innigsten wünsche.»²⁶ Später, Ende Januar 1801, nach der Rückkehr von der Reise, hat er dann in einem

langen, enthusiastischen Brief an Wilhelmine von Zenge noch einmal ein Porträt des Freundes gezeichnet, so wie er ihn sah – «nicht schön [...], aber sehr edel» sei er. «Er ist groß, nicht sehr stark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe u Sanftmuth im Gesicht, u eben so im Betragen». «Ganz voll» sei sein, Kleists, Herz von «diesem herrlichen Menschen», und Brockes sei der einzige, dem er es «ganz geöffnet» habe, «der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte.» Und dann folgt ein Satz, der die Empfängerin ein wenig besorgt haben dürfte hinsichtlich des Anspruchs an sie selbst: «Niemand versteht mich ganz, Niemand *kann* mich ganz verstehen, als *er* und *Du* – ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich u meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er». Worum es sich bei diesem Höheren handelte, hatte dann die Braut aus den folgenden sieben eng beschriebenen Seiten herauszufinden, auf denen sich Kleist von seiner Begeisterung über den Freund weit forttragen ließ, rauschhaft geradezu und alle Wirklichkeit hinter sich lassend, diejenige des Freundes wie diejenige der Braut. Eine Heiligengestalt geradezu wird Brockes, in Gesellschaft «still und leidend», «von einem ganz liebenden, kindlichen Wesen, ein natürlicher Freund aller Geschöpfe», «seine Seele immer von derselben unbefleckten Uneigennützigkeit», «nie sein eignes, immer das fremde Interesse» im Auge, stets dem anderen gegenüber den unbequemerem Platz, das schlechtere Bett, die weniger saftigen Früchte wählend, diskret und zuverlässig zugleich in der Hingabe an fremdes Interesse. Nie habe er auf der Reise ungebeten Kleists Kammer betreten, und wenn der Arzt diesen besuchte, sei er taktvoll spazieren gegangen. Und «noch einen Zug werde ich Dir einst erzählen, aber jetzt nicht – noch ein Opfer, das ihn nöthigte *jede* Nacht mit dem bloßen übergeworfenen Mantel über den kalten Flur zu gehen, u von dem ich auch nicht das Mindeste erfuhr, bis spät nachher.»²⁷ Über die hygienischen Verhältnisse deutscher Gasthöfe oder anderer Logis sowie die damit zusammenhängenden Akte von Rücksicht würde sich wohl tatsächlich erst unter Eheleuten leichter berichten lassen als schwarz auf weiß im Brief zwischen Verlobten. Herauslesen läßt sich jedenfalls aus dem Entwurf eines solchen Ideals Kleists Bedürfnis nach Freundschaft und zugleich das bekannte Bestreben, die Braut zu bilden und sie auf ihn, Heinrich von Kleist, vorzubereiten. Der stärkste Antrieb für die Eskalation der

Verklärung aber dürfte doch wohl der Drang gewesen sein, nicht nur für die Braut, sondern auch für sich selbst die Erkenntnis so weit wie möglich zuzudecken, die zu dem Zeitpunkt dieses Briefes, dem Januar 1801, bereits unausweichlich geworden war, daß nämlich seine Reise nach Würzburg nichts gebracht hatte. Bis dahin freilich hatte es nun, da er sich mit Brockes von Pommern aus auf den Weg machte, noch Zeit für manche Hoffnungen.

Kleist hat auch auf den meisten seiner anderen selbständigen Reisen Begleiter dabeigeht. Aber was ihn insbesondere an Brockes band und andererseits Brockes zum Mitreisen bewog, ob es reale gemeinsame Absichten, wenn nicht gar Aufgaben gab, ob tiefere seelische Affinitäten existierten, muß Spekulationen überlassen bleiben. Brockes habe mit ihm «denselben Zweck»,²⁸ behauptete Kleist immerhin, ohne sein Geheimnis zu lüften. Es mag sein, daß der Tod des Freiherrn von Werthern zu eben der Zeit, da Kleist in Brockes einen Reisegefährten suchte, diesen in einem Zustand der aufgeregten Hoffnung versetzt hatte und zur Reise in die Nähe einer geliebten Frau drängte, oder es mag einfach sein, daß Brockes auf der Suche nach festem Halt in der Gesellschaft, also in einer Flaute des eigenen Lebens, Kleists Vorschlag und dessen Plänemachen, worauf es sich auch beziehen mochte, nur zu willkommen waren. Beide hatten sich ja erst vor kurzem kennen und achten gelernt. Unter den Umständen und Schwierigkeiten des Reisens damals lag überdies das Bedürfnis nach einem Reisegefährten ohnehin näher und mag selbstverständlicher gewesen sein, als es einer späteren Zeit erscheinen mag.

Brockes jedenfalls folgte Kleist nach Berlin, und am 28. August 1800 – in Weimar feierte Goethe seinen einundfünfzigsten Geburtstag – brachen beide zu ihrer nach eigenem Willen geheimnisumwitterten Reise auf, die sie nach Wien führen sollte, aber in Würzburg endete. Kleist war zweiundzwanzig Jahre und zehn Monate alt, Brockes zehneinhalb Jahre älter. Am Ende brachte diese Fahrt beiden nicht, was sie sich davon erwarteten, falls sie überhaupt so konkrete Vorstellungen besaßen, wie das Kleists Reden von Ziel und Zweck suggerieren. Der Leserschaft späterer Jahrhunderte brachte sie auf jeden Fall eine Anzahl von Kleists schönsten Briefen, in denen deutsche Landschaft und die Reisekultur der Zeit durch seine scharfen Augen sichtbar und durch die Kraft seiner Sprache lebendig werden.